

Sarafin Lee Phoenix

Christmas Prince

Roman

Deutsche Erstauflage 2022

Copyright © Kathrin Preiml (© 2020)

sarafinleephoenix@firemail.de

www.SarafinLeePhoenix.com

Covergestaltung: Kathrin Preiml,
unter Verwendung von Motiven pixabay

Herstellung und Verlag:

Kathrin Preiml

12205 Berlin

(für Details zur Adresse nehmen Sie via Email Kontakt auf)

Alle Namen und Ereignisse sind frei erfunden, alle Übereinstimmungen mit der Realität sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das Recht der mechanischen, elektronischen oder fotografischen Vervielfältigung, der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, des Nachdrucks in Zeitungen oder Zeitschriften, des öffentlichen Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder Video, auch einzelner Text- und Bildteile sowie der Übersetzung in andere Sprachen.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über www.dnb.de abrufbar.

Inhaltsverzeichnis

PROLOG

BRIEF AN DEN WEIHNACHTSMANN

ÜBERRASCHUNGEN

EINE GEPLATZTE HOCHZEIT

LEICHENTEILE ZUR AUKTION

NOCH MEHR ÜBERRASCHUNGEN

DER GENERAL UND EINE SCHRECKLICH NORMALE FAMILIE

DER FROSCH UND DER PRINZ

HERZKLOPFEN

TEESTUNDE MIT CHURCHILL UND ANDEREN HELDEN

VERMUTUNGEN, MISSVERSTÄNDNISSE UND EIN GEPLÜNDERTER SÜßIGKEITENAUTOMAT

ZUR SCHIEFEN FLASCHE

ZWISCHEN ZUKUNFT UND VERGANGENHEIT

VEREHRER

SORGE UM PRINZ MATTHEW

GEHEIMNISSE

FREUNDE

UNTER DEN STERNEN

AUS DEM TAKT GERATENE HERZEN

VON LIEBESTOLLEN TEENAGERN UND ANDEREN KATASTROPHEN

FORDERUNGEN

ALTE UND NEUE FEINDE

ASCHENPUTTEL UND DAS KROKODIL – UND SIE LEBTEN GLÜCKLICH ...

DUNKLE STUNDEN

BARBARISCHE SITTEN

UNGEHEUER UND MONSTER

UNERWÜNSCHTE GEFÜHLE

DAS LIEBESNEST

SCHNEESPIELE

PERFEKT

EIN SCHWARZES SCHAF INMITTEN VON HEILIGEN

ZWEIGESICHTIG

DER RICHTIGE

TRAUM ODER ALPTRAUM

EIN SCHWERT IM HERZEN

MÄRCHENHAFTE AUFTRITTE EINES ASCHENPUTTELS

TANZ DER TISCHE

SÜNDEN

VERÄNDERUNGEN

DÜNNES EIS

KONKURRENZ

IM FIEBER

EINE NEUE FAMILIE

SPINNEREIEN

DER SCHÖNE UND DAS BIEST

ERFÜLLTE UND UNERFÜLLTE WÜNSCHE

EDENS GEHEIMNIS

AUF DER SUCHE NACH EINEM HAPPY END

EIN GEMEINSAMER TRAUM

EPILOG

PERSONEN DES ROMANGESCHEHENS

GLOSSAR

QUELLEN

Brief an den Weihnachtsmann

20. Dezember 2019

»Ich kapier nicht, warum wir auch raus mussten«, klagte Dusten, ein großer Junge mit spitzem Gesicht und dunkelblonden halblangen Haaren, die an einen Wischmopp erinnerten. »Uns sieht ja eh keiner. Warum können wir nicht drinbleiben?«

»Weil Mrs. Helmsworth denkt, dass wir dann was anstellen«, kam es von Colin, der nur halb so viel wog wie Dusten und stets das Bild einer verängstigten Maus heraufbeschwor, die sich von Fallen umzingelt sieht. Bis auf die Stupsnase hatte sein Gesicht wenig gemein mit dem Tier, aber etwas an seiner Art ließ an eine Maus denken und das in einem Maße, dass sich niemand gewundert hätte, hätte er sich von einem Moment zum anderen in einen Nager verwandelt und wäre in eine Ecke gekrochen, um sich zu verstecken. Sein Blick streifte seine Freunde und irrte dann über den Hof, wo unter einer feinen Schicht Schnee allerlei Unrat lag.

»Quatsch«, widersprach Dusten, halb empört, halb belustigt, als hätte man ihm vorgeworfen, Mrs. Helmsworth bei den Haaren gezogen zu haben.

Colin warf ihm einen schrägen Blick zu. Manchmal hatte er das Gefühl, Dusten lebte in einer Parallelwelt, in der er die Rolle eines Engels bekleidete. Die Wirklichkeit sah leider völlig anders aus. Er wusste, dass die Leiterin des Waisenhauses nicht ohne Grund darauf bestanden hatte, dass *alle* raus gingen. Dusten hatte im Laufe der Jahre bereits zwei Dutzend Dinge kaputtgemacht und Standpauken hatte er so viele erhalten, dass Colin schon lange nicht mehr mitzählte.

»Die will uns nur ärgern«, behauptete Colin und warf einen Blick zu der kantigen Gestalt vor dem Eingang, die Hände schüttelte und ihre schmalen Lippen zu einem halben Lächeln hochstemmte, dessen Anblick wehtat.

»Bestimmt«, meinte Colin müde, nicht gewillt, seinem Freund ein weiteres Mal zu erklären, wie die Welt wirklich war, schließlich blieb sie in Dustens Augen auch nach den besten Argumenten ein düsterer Flecken Erde, der nur ein *Wir* gegen *Den Rest* kannte.

»Ganz klare Sache: Die will, dass wir erfrieren. Uns mochte die doch noch nie, das hab ich euch schon immer gesagt. Aber diese Foster-Gören, die sind ihre Schätzchen. Wenn die wüsste ...«

Neil sagte nichts dazu. Die Beschwerden seines Freundes waren ihm nicht neu, schließlich fand Dusten immer etwas, das ihn ärgerte. Was im Moment spannender war, waren die Gäste. Aufmerksam beobachtete er die kommenden und gehenden Besucher, die über den Hof eilten, als fände dort ein Schlussverkauf statt.

»Dich will eh keiner«, behauptete Dusten, der seine Klagen eingestellt hatte, nachdem ihm klar wurde, dass niemand sonderliches Interesse daran zeigte. Colin hatte nur immer wieder ratlos die Schultern gehoben, Neil schien ihm gar nicht zugehört zu haben. Dafür lagen seine Augen auf der Horde *Kindershopper*, wie Dusten sie unter anderem nannte. Als wären sie high, sprangen sie über den Hof und lachten gekünstelt oder brabbelten in Baby-Sprache. »Nur die Kleinen werden

mitgenommen, Neil. Das müsstest du doch mittlerweile wissen.« Seine Worte klangen nicht böse, sondern so nüchtern wie die Feststellung, dass es über Nacht geschneit hatte.

»Genau«, piepste Colin, der sich nicht mehr zu *den Kleinen* zählte, wenngleich er noch längst nicht wie zwölf aussah. Denn obwohl er schwächling war, schüchtern und in vielerlei Hinsicht noch ein Kind, genügte ein Blick in seine Augen, um sein Alter nach oben zu korrigieren. Warum sie so erwachsen und auf eine Art melancholisch wirkten, wusste keiner im Heim, aber allen war klar, dass Colin keine schönen Erinnerungen gesammelt hatte, ehe man ihn vor fünf Jahren vor den schmiedeeisernen Toren des Waisenhauses abblud.

»Weiß ich doch«, gab Neil zurück, darum bemüht, möglichst gleichgültig zu klingen.

»Dann hör auf dazustehen wie ein ausgesetzter Hund«, sagte Dusten mit einem Grinsen.

»Sieh am besten gar nicht hin«, schlug Colin vor.

Neil reagierte auf keinen der beiden. Er wusste, dass seine Freunde recht hatten. Niemand holte ältere Kinder ab. Alle wollten sie die kleinen süßen Unschuldigen. Er hatte sich fest vorgenommen, den Besuchern dieses Jahr keinen Blick zu gönnen, aber er konnte nichts dagegen tun, dass sein Herz schneller schlug, als der erste Wagen hielt und ein Paar den Hof betrat. Er wünschte sich eine Familie, etwas, das für die meisten selbstverständlich war. Andere wollten ein neues Fahrrad, einen Computer und dann auch noch – ganz bescheiden – ein Snowboard. Er wollte nur ein Zuhause.

Er war nicht allein mit diesem Wunsch, aber im Gegensatz zu seinen Freunden war er nicht bereit, die Hoffnung aufzugeben. Irgendwann musste doch jemand kommen, der ihn sah und wollte. Oder nicht?

»Jedes Jahr dasselbe«, kam es von Dusten, der gegen einen mit Schnee bedeckten Gegenstand trat, die Schultern hochgezogen, weil seine dünne Jacke kaum Wärme bot. Mit einem feindseligen Gesichtsausdruck beobachtete er die über den Hof strömenden Paare. Seit gut fünf Jahren kamen sie und nahmen pro Haushalt ein Kind, manchmal sogar zwei über Weihnachten mit zu sich nach Hause. Wer die Idee hatte, wusste Dusten nicht zu sagen, aber sie war zugleich genial wie grenzenlos bescheuert. Für jene, die ausgewählt wurden, war es ein Ausflug ins Paradies – der mit Ernüchterung endete, behielt man sie nicht, sondern brachte sie wie Retourware nach den Feiertagen zurück. Manchmal hatte er das Gefühl, dass diejenigen, die übrig blieben und an Weihnachten im Waisenhaus festsäßen, besser dran waren. Es war einfacher sich erst gar nicht Hoffnungen zu machen. Aber Neil machte sich Hoffnungen, das sah er ihm an. Ebenso wusste er, dass sich sein Freund am Abend wieder in den Schlaf weinen würde. Neil mochte keinem verraten, wie es in ihm aussah, aber er war nicht so taff, wie er tat.

Eine Weile beobachteten die drei das Geschehen und es gab sogar ein paar Paare, die sich in ihre Richtung verirrten, aber eigentlich nur, um nach den kleinen süßen Kindern oder den sanitären Einrichtungen zu fragen. Wie jedes Jahr kommentierte Dusten das Verhalten der *Feiertagseltern* mit abfälligen Bemerkungen, aus denen nichts als Enttäuschung sprach. Colin vermochte sich daran nicht zu beteiligen und Neil zeigte kein Interesse. Schließlich gab Dusten seine Aufmunterungsversuche auf. Er selbst fühlte sich kaum besser als Neil und das anstehende Weihnachtsfest drückte die Stimmung noch mehr. In jedem Film und an jeder Plakatwand rief man ihnen in Erinnerung, dass andere im Kreis der Familie feierten, während sie mit der Leiterin des Waisenhauses und ein paar Angestellten ein Festessen, bestehend aus einer wässrigen Suppe,

Kartoffelbrei und etwas, das Fleisch sein mochte, aber gar nicht so schmeckte, vorgesetzt bekamen. Zur Bescherung versammelten sie sich um einen Baum, der von Jahr zu Jahr schief und im selben Maße erbärmlicher aussah, und erhielten eine Tüte mit Nüssen und Äpfeln, auf die sich niemand mehr freute, schließlich war der Inhalt nicht allzu aufregend und immer derselbe. Den Höhepunkt des Spektakels bildete der Auftritt eines traurigen Chors, der sich alljährlich auf Anordnung von Mrs. Helmsworth aus dem Küchenpersonal und ein paar engagierten Angestellten zusammensetzte. In den schiefsten Tönen wurde ein Liedchen heruntergeleiert, das die Hunde in der Nachbarschaft ihr Geheul anstimmen ließ, ehe man sie ins Bett schickte.

Allmählich leerte sich der Hof. Das Personal atmete erleichtert auf und gratulierte jenen Kindern, die über Weihnachten einen Platz gefunden hatten und nun mit leuchtenden Augen und aufgeregten Stimmen diskutierten, wie es sein würde, Weihnachten als Teil einer richtigen Familie zu feiern. Eifrig wurden Spekulationen angestellt, ob mit Geschenken zu rechnen war, was zu essen auf den Tisch kam und – die alles entscheidende Frage – man Glück hatte und bleiben durfte.

Oliver kam angerannt und verkündete mit strahlendem Gesicht: »Ich hab eine Einladung!«

»Wen kümmert's?«, war Dustens Reaktion darauf.

»Schön für dich«, sagte Colin höflich.

»Aha«, meinte Neil nur und hatte Mühe, sich seine Gefühle nicht anmerken zu lassen.

»Ich bin bei den McLeods. Sie holen mich am Montag ab«, erzählte Oliver, obwohl niemand danach gefragt hatte und keiner der drei Jungen allzu großes Interesse an seinem Glück zu zeigen schien. Oliver gehörte nicht zu ihrem Freundeskreis, probierte aber immer wieder, Teil der Gruppe zu werden.

»Dann genieß die nächsten Tage, bis es so weit ist«, riet Dusten in einem Tonfall, der Colin aufblicken ließ.

Olivers Lächeln verlor etwas von seinem Glanz. »Warum? Was meinst du?«

Dusten hob gespielt überrascht die Augenbrauen. »Hast du nicht gehört, was Bella letztes Jahr passiert ist?«, fragte er, halb schauernd, halb besorgt.

Olivers Mundwinkel glitten noch ein Stück weiter nach unten, aber noch hielt er an seiner Freude fest. »N-Nein. Was war denn?«

»Ich glaub, die war bei auch bei den McLeods. Ein Wunder, dass sie das überlebt hat.«

Olivers Lächeln verschwand endgültig. Verunsichert blickte er zu Neil und dann weiter zu Colin. Als keiner etwas sagte, suchten seine Augen erneut Dusten. »Was-Was war denn?«

Dusten tat so, als wäre er nicht sicher, ob er mehr verraten sollte.

»Sag schon«, krächzte Oliver, mittlerweile bleich im Gesicht, die schlimmsten Szenarien im Kopf.

»Üble Geschichte, Junge. Ganz üble Geschichte.« Dusten seufzte theatralisch, dann schüttelte er den Kopf und schob ein sorgloses Lächeln auf die Lippen. »Aber ich will dir keine Angst machen. Vergiss, was ich gesagt hab. Wird schon gut gehen.«

Oliver zögerte noch einen Moment, dann verabschiedete er sich mit einem »Bis später«, das eher weinerlich, denn freudig klang, und eilte ins Waisenhaus.

»Du bist so was von gemein«, sagte Colin, kaum dass Oliver außer Hörweite war.

»Ach, komm schon, das hat er verdient«, behauptete Dusten und grinste böse.

»Ich finde nicht. Er ist eigentlich ganz nett.«

»Ja, wenn er nicht gerade von seinen Spielkarten erzählt.« Dusten rollte mit den Augen.

»Ist halt sein Hobby.«

»Das ist kein Hobby, sondern krank ...«

Neil achtete nicht auf die Diskussion. Seine Augen lagen auf den Besuchern, die noch unschlüssig schienen. Mehrfach machte er Anstalten, sich abzuwenden, schließlich sollte ihm niemand einen dieser mitleidigen Blicke schenken – erst recht nicht seine Freunde. Doch es gelang ihm nicht. Jeder Blick in seine Richtung ließ Hoffnung aufkommen.

Bitte, nehmt mich, flehte er im Stillen wieder und wieder.

Hypnotisierend hingen seine Augen auf den Gästen und beschworen sie, sich für ihn zu entscheiden, wobei er übersah, dass seine Freunde bereits ungeduldig wurden, schließlich durften sie wieder ins Waisenhaus. Dusten wollte gerade vorschlagen, endlich reinzugehen, um den eisigen Temperaturen zu entkommen, als plötzlich ein junger Mann die kleine Gruppe ansteuerte.

Neil spannte sich automatisch an. Kam der Besucher wirklich zu ihnen? Vielleicht zu ihm? Noch nie hatte sich jemand für *ihn* interessiert!

Gute zehn Schritte trennten sie.

Neils Herz pochte wie wild und er fühlte sich hin und her gerissen zwischen Freude und Angst. Er straffte die Schultern, um einen guten Eindruck zu machen, überlegte es sich dann aber anders und sank ein wenig in sich zusammen, um nicht als älter zu gelten, als er war.

Sieben Schritte.

Sollte er sich die Haare richten? Unauffällig strich er sich die dunkle widerspenstige Mähne glatt, die ihm vom Kopf abstand, als wäre er als Kleinkind elektrisiert worden.

Vier Schritte.

Neil probierte sich an einem breiten Lächeln, entschied sich aber dann für einen weniger unnatürlichen Ausdruck.

Zwei Schritte.

Etwas unbeholfen blieb der junge Mann vor ihnen stehen.

»Hallo«, sagte er, direkt an Neil gewandt.

»H-Hallo«, erwiderte Neil, dessen Knie plötzlich weich waren. Seine Freunde hinter sich, die vor Überraschung die Luft anhielten, hatte er vergessen. Sehnsüchtig blickte er in das Gesicht mit der dünnen Brille und den leicht verträumten Augen. In seiner Fantasie sah er sich mit dem jungen Mann vor einem festlich geschmückten Baum sitzen und Kekse essen. Er sah sie lachen und die Feiertage genießen. Wie schön Weihnachten sein konnte.

»Ich –«

»Peter?«, rief eine Stimme quer über den Hof.

Der Kopf des jungen Mannes wirbelte herum. Seine Frau winkte in einiger Entfernung, ein Strahlen im Gesicht, ein sechsjähriges Mädchen an der Hand. »O-Oh«, entfuhr es ihm. Seine Frau gestikulierte Richtung Eingang und gab ihm damit zu verstehen, dass er kommen sollte, weil sie sich entschieden hatte und drinnen alles Weitere klären wollte. Der junge Mann wandte sich nach einem Nicken wieder Neil zu. Leicht verlegen blickte er ihn an. »Äh ... Frohe Weihnachten«, sagte er, lächelte hilflos und eilte davon.

Neil starrte ihm nach, als hätte ihm jemand einen Schneeball unter die Jacke gepackt.

»So ein Arsch«, kommentierte Dusten.

»War doch nicht seine Schuld«, sagte Colin.

»Trotzdem.«

Neil schluckte und kämpfte um eine nüchterne Miene, um sich seine Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Konzentriert beobachtete er das Geschehen, als gäbe es nichts Wichtigeres zu tun, während Tränen in seinen Augen brannten und alles in ihm vor Frustration schrie. Seine Freunde versuchten sich an ein paar aufmunternden Worten, aber Neil reagierte nicht darauf und irgendwann verfielen sie in Schweigen.

Zwanzig Minuten lang standen sie noch am Hof und wurden Zeugen von herzergreifenden Momenten. Eloy, ein kleiner Junge, der erst vor gut einer Woche abgegeben worden war, erhielt bereits vorab ein Geschenk seiner *Gastfamilie*. Meagan fand im letzten Moment noch eine ältere Frau, die sich ihrer annahm, und um die Zwillinge Kiara und Micah stritten sich gleich drei Familien, bis Mrs. Helmsworth anmarschierte und für Ordnung sorgte.

Als der letzte Wagen fort war, kehrte Neil dem Hof den Rücken und stapfte zu den Schlafsälen hoch. Dusten und Colin tauschten einen Blick und folgten ihm.

»Es sind noch vier Tage bis Weihnachten«, erinnerte Dusten. »Vielleicht kommt noch jemand.«

»Ja, letztes Jahr ... letztes Jahr kam doch diese Frau am ... am ... am dreiundzwanzigsten ...«, bekräftigte Colin, der kaum Schritt halten konnte.

Neil ignorierte die beiden. Niemand würde kommen. Wieder ein Weihnachten allein.

Zornig warf er sich auf sein Bett und starrte zum Fenster hinaus, während seine Freunde ein Brettspiel begannen, zu der Einsicht gelangt, dass im Moment jedes Wort an Neil abprallte und er in Ruhe gelassen werden wollte. Das Zimmer war größtenteils leer. Außer ihnen war nur Edgar übrig geblieben, aber das lag vielmehr daran, dass er nicht von hier weg wollte und sich die größte Mühe gegeben hatte, jedes interessierte Pärchen zu vergraulen. Jene, die eine Einladung für Weihnachten hatten, waren in der großen Halle versammelt, wo für gewöhnlich gegessen wurde. Im Moment hielt Mrs. Helmsworth dort ihre Rede, gratulierte den Kindern zu ihren Ausflügen an Weihnachten, ließ aber auch eine Liste an Mahnungen und Geboten folgen. Neil war ausnahmsweise neidisch auf diejenigen, die sich Mrs. Helmsworths Vortrag anhören durften. Hätte ihn doch nur jemand eingeladen!

Dich will keiner, sagte eine böse Stimme in seinem Kopf.

Wütend kniff Neil die Augen zusammen und riss ein Blatt aus dem Block, der auf dem kleinen Nachttisch neben seinem Bett lag. Wie jedes Jahr war er enttäuscht, aber mittlerweile überwog der Ärger. Und wie jedes Jahr schrieb er an den Weihnachtsmann. Nicht, weil er wirklich an ihn glaubte oder sich gar einen Wunsch erbat, sondern um seine Wut an jemandem auszulassen.

Überraschungen

30. Oktober 2020

»N ach Montevideo?«, fragte Eden, die Augenbrauen so weit hochgezogen, dass sie unter dem rötlich-braunen Pony verschwanden.
»Ist das nicht toll?« Darin strahlte sie an, als hätte er ein Ticket zur Parada do Orgulho in São Paulo gewonnen.

»Aber ...«

»Meine Eltern haben mir davon erzählt und ich hab dich beim Chef gleich dafür vorgeschlagen!«

Eden wusste nicht, ob ein Danke angebracht war, denn Freude war es nicht, was sie empfand. Hätte ihr jemand ohne Vorwarnung eine Spritze in den Oberschenkel gerammt, sie wäre kaum überraschter gewesen. Oder wütender.

»¡Fantástico!, was?«, setzte Darin fort, dem nicht aufzufallen schien, dass sie keine Luftsprünge machte. »Ich hab Gardner überredet, dich mitzuschicken. Zwei Monate sind wir dort und helfen beim Aufbau des neuen Krankenhauses. Das heißt, wir sind nicht vor Weihnachten zurück! Perfekt, was?«

Eden nickte nur. Der Leiter des Krankenhauses, Dr. Gardner, war ein überaus sympathischer und gutherziger Mann, den sie um alles hätte fragen können – außer um Arbeit an Weihnachten. Das dritte Jahr in Folge hatte sie sich für die Schicht an Heilig Abend gemeldet, die üblicherweise bereits im Oktober besprochen wurde, damit sich niemand mit »Mein Urlaub ist aber schon gebucht« oder »Wer soll denn außer mir den Truthahn anschneiden?« rausreden konnte. Ihre Kollegen waren froh, dass es Freiwillige gab und sie die Zeit mit ihren Familien verbringen konnten.

Dr. Gardner teilte deren Freude nicht. Beharrlich hatte er darauf bestanden, dass Eden dieses Jahr an Weihnachten freinahm. Eden war davon nicht allzu angetan, aber Gardner war eben nicht nur sympathisch und gutmütig, sondern wollte auch alle glücklich sehen. Das hieß, in seinen Augen konnte Eden nur glücklich sein, verbrachte sie Weihnachten dienstfrei. Nachdem Eden alles versucht hatte, um ihn umzustimmen, aber nur »Genießen Sie die Feiertage« und »Gönnen Sie sich mal eine Auszeit« zu hören bekam, kapitulierte sie und stellte sich auf ein paar ruhige Tage in ihrer Wohnung ein. Vielleicht wäre sie auch weggefahren oder sie hätte sich bei einer karitativen Einrichtung gemeldet – Hauptsache, die leeren Stunden an Weihnachten waren gefüllt. Nun brachte Darin alles durcheinander.

»Na, was sagst du?«, fragte Darin, als sie immer noch schwieg.

Eden schwankte zwischen überraschter Empörung, ohne ihre Zustimmung für ein Projekt angemeldet worden zu sein, Freude, nun doch an Weihnachten arbeiten zu dürfen, und Widerwillen, es auf einer Insel irgendwo im Norden zu tun. Warum Darin davon begeistert war, war ihr schleierhaft. Normalerweise teilten sie ihre Abneigung gegen rückständige, abgelegene Orte, was zu einem Gutteil daran lag, dass sie in einem versteckten Dorf an der Westküste Schottlands aufgewachsen waren. Außer einem Waisenhaus mit anschließender Kirche, einer

Dorfschule, dem obligatorischen Pub und ein paar windschiefen Häuschen hatte dort niemand sein Lager aufgeschlagen. Als Darin mit elf adoptiert wurde, hatte sich Eden so verlassen gefühlt wie nie in ihrem Leben. Darin kam nach Monteval, sie blieb zurück. Jahrelang waren es nur Briefe, die das Band zwischen ihnen bewahrten. Erst als Eden dank eines Stipendiums einen Platz an der Universität in Edinburgh erhielt, kreuzten sich ihre Wege wieder, und nach ihrer Ausbildung gingen sie sogar gemeinsam nach London.

Von den wenigen, mit denen Eden nach ihrer Zeit im Waisenhaus Kontakt hielt, war Darin der Einzige, den sie noch sah – manchmal öfter als ihr lieb war, schließlich arbeiteten sie nicht nur zusammen, sondern wohnten auch im selben Mietshaus, nicht mehr als ein Stockwerk voneinander entfernt. Alle anderen hatten mittlerweile Familie, was gleichbedeutend war mit: keine Zeit. Somit blieb Darin die einzige Konstante in ihrem Leben.

Eine Konstante, die nun für Chaos sorgte. War Darin nicht derjenige, der tagelang feierte, als sie ein Jobangebot aus London erhielten? War er nicht der Erste, der zusammenpackte und das auf eine Art, als müsste er seine Spuren in Edinburgh für alle Zeit tilgen? War nicht er es, der verkündete, sie würden nie wieder nördlicher fahren, alles dort sei barbarisch und ein Schritt zurück? Eden erinnerte sich noch gut daran, dass sie kaum weniger erleichtert war, ihr altes Leben hinter sich zu lassen. Aber Darin war geradezu besessen von der Idee, alles Schottische abzulegen, wie er zuvor die Merkmale seiner Heimat aus seinem Leben verbannt hatte. Niemand sollte ihm anhören, woher er kam, noch weniger durfte jemand anhand seiner Kleidung oder seines Benehmens erahnen, dass er kein gebürtiger Londoner war. Bei jeder Gelegenheit kritisierte er die schottischen Traditionen, die ihm albern und unzeitgemäß erschienen, wie er es zuvor mit den Bräuchen und engstirnigen Leuten in Monteval getan hatte. Und nun wollte er ausgerechnet dorthin zurück?

»Eden?«, fragte er und das Lächeln auf seinem Gesicht erlosch langsam. »Ich dachte, du freust dich. In Monteval kannst du ununterbrochen arbeiten. Sogar an Weihnachten! Das sind doch fantastische Neuigkeiten, was?«

»Toll«, brachte Eden zustande. »Ich bin nur überrascht«, setzte sie hinzu, als sie so etwas wie Enttäuschung in Darins Augen sah. Es bestand zwar kein Anlass, Mitleid mit ihm zu haben – es war wohl eher Selbstmitleid angebracht –, aber Darins Hundeblick ließ sie schon immer schwach werden.

»Klar, aber ist doch gut, oder? Zwei Monate bei einem neuen Projekt – genau, was du wolltest.«

Irgendwo in einem interessanten Land, ja, dachte Eden. Nicht auf einer Insel im Nirgendwo!

Sie wichen ein Stück zur Seite, als eine Schwester ein leeres Bett an ihnen vorbeisob. Eigentlich war die Nachtschicht seit gut einer Stunde zu Ende, aber Eden drehte wie immer noch eine Runde durch die Station. Darin, der zwar mit Leidenschaft Arzt war, aber mehr als die Betreuung von Patienten die schmachtenden Blicke und heldenhaften Aspekte seiner Rolle genoss, war nicht bekannt dafür, länger Dienst zu tun als nötig. Trotzdem ging er selten früher nach Hause. In seinem Fall war es aber entweder die Schwesternküche, die ihn die Zeit bei einem Schwätzchen vergessen ließ, oder ein neuer Angestellter, dem er *zufällig* über den Weg laufen musste.

»Ich dachte, du bist froh, aus Montevel weg zu sein«, merkte Eden in einem halb fragenden Ton an, einerseits, um ihre mangelnde Freude zu überspielen, andererseits aber auch, um Darin daran zu erinnern, dass er genauso wenig dorthin wollte. Sie hatten sich zwar öfter über ein Hilfsprojekt unterhalten, aber Eden hatte dabei etwas Bevölkerungsreicheres und vor allem Südlicheres im Sinn gehabt.

»Schon, ich will ja auch nicht wieder hinziehen. Gott, nein!« Darin griff sich theatralisch ans Herz und damit an den Arztkittel, unter dem ein gemustertes Hemd hervorlugte, das die gesamte Farbpalette abdeckte. »Aber es ist nicht nur schlecht dort. Meine Family wird dir gefallen. Und das neue Krankenhaus können wir mitgestalten. Wir! Sonst haben wir ja noch nichts zu sagen, aber dort ...«

Seine Augen leuchteten wieder und Eden zwang sich zu einem Lächeln.

»Und weißt du, was das Beste daran ist?«

Eden schüttelte den Kopf, noch gänzlich aus der Bahn geworfen von den *fantastischen Neuigkeiten*, wie Darin seinen Überfall bezeichnete.

»Wir gehen zum Samhuinn-Ball in den Palast!« Darins Gesicht strahlte heller als die Sonne.

»Samhuinn?«, fragte Eden ratlos.

»Halloween«, erklärte Darin mit diesem ungeduldigen Ton in der Stimme, den er gegenüber dem engeren Freundeskreis nicht abzulegen vermochte. »Hast du all dein Gälisch vergessen?«

»Nein«, sagte Eden und dachte: *Wollte ich aber.* »Und welcher Palast?« Darin hatte Montevel bereits das ein oder andere Mal erwähnt, aber Eden musste gestehen, dass sie selten genauer hingehört hatte und wenn, dann überwogen Schilderungen zu den »grauenhaft verbohrteten Leuten« und dem »fehlenden modischen Gespür« die Erzählungen ihres besten Freundes.

»Du weißt schon: Der der königlichen Familie. Sie gibt alljährlich einen Samhuinn-Ball. Und ich hab Karten!«

Eden schob wieder ein Lächeln auf die Lippen, das mehr Panik als Begeisterung zeigte. Sie wusste, wo Montevel auf einer Karte ungefähr lag und dass es noch von Königen regiert wurde, hielt dergleichen aber für altmodischen Unsinn. Wer wollte von Monarchen beherrscht werden, wenn die meisten Länder demokratische Parlamente wählten?

Immerhin konnte sie so an Weihnachten arbeiten.

Aber auf einer Insel im Hohen Norden?! Da hätte sie sich genauso gut für einen Posten am Nordpol bewerben können!

Sie erhielt keine Möglichkeit, weiter zu diskutieren oder noch ein paar Fragen zu stellen. Dr. Gardner stand plötzlich vor ihnen, gratulierte ihnen zu dem Projekt und wünschte ihnen eine gute Reise.

»Heute?«, keuchte Eden, als der Leiter des Krankenhauses außer Sicht war. Ihre Augen bohrten sich in Darin.

»Klar, morgen ist doch schon Halloween«, erwiderte Darin, der ihren Ärger nicht zu bemerken schien. »Ich dachte, wir fliegen gleich heute Mittag. Anfangen müssen wir zwar erst am zweiten, aber dann verpassen wir den Ball.« Er machte ein Gesicht, als wäre dies höchst dramatisch, dann bekam sein Ausdruck etwas Abwesendes. »Ich muss noch ein paar Sachen für meine Family kaufen und unbedingt genug Handcreme mitnehmen. Wer weiß, was es Zuhause für welche gibt ...« Ohne ein weiteres Wort kehrte er ihr den Rücken und eilte Richtung Ausgang.

Eden stand da und blickte ihm nach, als hätte er einen Witz gemacht. Etwas in ihr wartete darauf, dass sich Darin umdrehte und »Punked!« rief, wie er es in ihrer Kindheit manchmal getan hatte. Als nichts dergleichen geschah, wurde aus ihrem ungläubigen Gesichtsausdruck etwas anderes. Darin war kaum aus ihrem Blickfeld verschwunden, da dämmerte ihr, dass er sich keinen Scherz mit ihr erlaubt hatte, schließlich würde Dr. Gardner wohl kaum bei so etwas mitspielen. Empörung und Ärger stiegen in ihr hoch. Wie konnte Darin sie nur so überfallen? Seit wann wusste er schon von dem Projekt? Warum hatte er sie nicht längst vorgewarnt? Und wann, verdammt noch mal, hatte er den Flug gebucht?! Einige Minuten lang schwankte sie zwischen einem Besuch beim Leiter des Krankenhauses, um das Projekt abzulehnen, und einem Sprint quer durchs Krankenhaus, um Darin einzuholen und ihm den Kopf abzureißen.

Letzten Endes tat sie nichts von beidem. So ungern sie es zugab: Das Projekt reizte sie, selbst wenn es auf einer abgelegenen Insel war, wo vermutlich eine strohgedeckte Hütte mit drei Zimmern als Krankenhaus bezeichnet wurde und nicht mehr zu tun war, als die Leute wegen verschluckter Gräten oder Frostbeulen zu behandeln. In ihrem Lebenslauf machte sich aber auch das unbedeutendste Nest gut, schließlich hatte Dr. Gardner genau das bei ihrem letzten Gespräch bemängelt.

»Ihnen würde eine kleinere Einrichtung wichtige Lehren vermitteln. Vielleicht ziehen Sie auch ein Jahr als Allgemeinmedizinerin in Betracht«, hatte er vorgeschlagen.

Eden war davon nicht sonderlich begeistert gewesen, aber sie verstand, warum Dr. Gardner wollte, dass sie vielfältige Erfahrungen sammelte. Er selbst glaubte, nur deshalb zu der Koryphäe geworden zu sein, die er heute war, weil er einst in einem Dorf in Asien praktizierte und dabei »Dinge lernte, von denen ich noch dreißig Jahre später zehre«, wie er zu sagen pflegte.

Ergeben seufzte Eden und wandte sich dem nächsten Zimmer zu, das noch zu ihrer üblichen Route zählte, als plötzlich Dr. Gardners Sekretärin um die Ecke bog und auf sie zu steuerte.

»Hier sind noch ein paar Unterlagen für unser Partnerkrankenhaus in Montevel«, informierte die kleine rundliche Frau, der es stets gelang, mehr Lippenstift auf den Zähnen zu tragen als auf dem schmalen Strich, den sie Lippen nannte. »Guten Flug!«

Eden starrte sie einen Herzschlag lang an, in dem sie sich fragte, seit wann zwischen ihrem Krankenhaus und dem in Montevel partnerschaftliche Beziehungen bestanden und welche Rolle Darin dabei spielte, dann auf die Unterlagen, die sie automatisch entgegengenommen hatte, und schließlich sprang ihr Blick zur Uhr am Ende des Ganges. In fünf Stunden ging ihr Flieger.

Heute!, schoss es ihr durch den Kopf. Für einen Besuch weiterer Patienten blieb keine Zeit mehr. Wenn sie nicht in Arztkittel und mit nichts weiter als ihrem Telefon und zwanzig Pfund in der Tasche fliegen wollte, musste sie in ihre Wohnung und packen.

Verdammt, Darin!, dachte sie, als sie aus dem Krankenhaus eilte.

Danach geschah alles wie in einem Rausch, bei dem jemand die Vorspultaste gedrückt hatte. Eden raste in ihre Wohnung, packte in Windeseile zusammen, was ihr für eine Insel im Hohen Norden brauchbar schien – schlussendlich war nichts Brauchbares dabei, schließlich war sie seit Jahren nicht mehr außerhalb einer Stadt gewesen –, und hechtete zu Darin hinab, der unnötig viel Gepäck hatte, aber so tiefenentspannt wirkte, als hätte er die letzten Stunden mit etwas anderem

als Packen verbracht. Mit kritischem Blick stand er vor dem Spiegel und zupfte an seinen hellbraunen Haaren, die frisch geschnitten waren, wie Eden erst nun auffiel. Darin hatte sich also bereits seit Tagen auf ihren Trip vorbereitet, während er sie ins kalte Wasser springen ließ.

»Du musst übrigens den zweiten Rucksack nehmen«, eröffnete er, ohne ein Bitte oder eine Erklärung folgen zu lassen.

Eden blickte auf den Berg Gepäck, der sich neben ihrem besten Freund türmte. »Denkst du denn, dass du das alles brauchst?«

»Si, si claro que si«, kam es von Darin mit einem Blick, als hätte sie gefragt, warum er überhaupt Gepäck mitnahm. »Los jetzt«, ordnete er an, als hätte er Ewigkeiten auf sie gewartet.

»Ich wollte –«

»Nicht jetzt, Eden«, unterbrach er. »Reden können wir später. ¡Vamos!«

Eden schluckte eine ärgerliche Bemerkung hinunter und folgte Darin die Treppen hinab. Seinen Spanisch-Tick kommentierte sie gar nicht erst. Seit Monaten nervte er sie damit und war nicht bereit, dergleichen Unsinn einzustellen. Eden hatte noch nicht in Erfahrung gebracht, ob diese Verrücktheit auf einen neuen Schwarm zurückzuführen war oder andere Gründe hatte. Auf alle Fälle hörte Darin, der bislang eingefleischter Placebo-Fan war und seinen Ohren kaum etwas anderes zumuten wollte, plötzlich Ricky Martin, Enrique Iglesias und die ganze Bandbreite spanischer Musik. Nicht genug, dass ständig spanische Rhythmen und Seufzer durch das Mietshaus wehten, wenn er vor dem Fernseher saß und schnulzige lateinamerikanische Soaps sah, Darin ging auch davon aus, dass jeder seine spanischen Phrasen verstand.

Allerdings war das noch nicht einmal das Schlimmste.

Was Edens bisheriges Kopfschütteln in die Überlegung, ihn in die nächste Anstalt einzuweisen, verwandelte, war, dass er sich neuerdings wie ein Zeitreisender kleidete, der in den Vierziger oder Fünfziger Jahren war. Darin war immer schon modebewusst und liebte ausgefallene Sachen, aber nun nahm das Ganze ein Ausmaß an, das Eden nicht mehr für normal hielt. Seit Wochen sah sie ihren besten Freund nur noch in Hemd mit Weste oder er lief überhaupt in Nadelstreifenanzügen samt Hut durch die Gegend – und zwar in allen Farb- und Stoffkombinationen, als hätte er bei der Rückkehr von seiner Zeitreise zuerst einen Zwischenstopp in den Siebzigern und dann noch einen in den Neunzigerjahren gemacht. Im Grunde fehlten ihm nur noch Stock und Schnurrbart, um wie ein Mafioso aus dem letzten Jahrhundert auszusehen, der mit einem Papagei kollidiert war. Zu Edens Ärger trug Darin sein »hippes Outfit«, wie er es bezeichnete – sie nannte es im Stillen *Verkleidung* – bei so gut wie jeder Gelegenheit, sogar zum Kaffee trinken. Eden hatte nichts dagegen, dass er damit Blicke auf sich zog, schließlich war das nichts Neues und ihr allemal lieber, als selbst im Mittelpunkt zu stehen. Aber sie war nicht allzu angetan von dem mitleidigen Kopfschütteln, das ihre im Vergleich zu Darin eher als *underdressed* zu bezeichnende Garderobe eintrug.

An diesem Tag hatte er sich allerdings selbst übertroffen. Eden war nicht sicher, ob der übliche Anzug samt Hut auffallender gewesen wäre als das, was Darin im Augenblick trug. Vermutlich hätte ein roter Overall mit Dali Maske dezenter gewirkt.

»¡Rapido!«, hörte sie Darin, der sieben Schritte weiter war.

Mit Koffer, Handtasche und Darins Rucksack beladen, mühte sich Eden ab, die Passanten auf dem Bürgersteig nicht anzurempeln oder von diesen in die andere Richtung geschoben zu werden.

Sie hätte ihrem besten Freund gerne ein paar spanische Flüche an den Kopf geworfen, aber erstens kannte sie keine und zweitens hatte sie Schwierigkeiten, ihn in dem Menschengewühl nicht zu verlieren. Mit einigen blauen Flecken und ziemlich atemlos erreichte sie die U-Bahn-Station und reihte sich in die Schar der Wartenden.

»So ein Auflauf«, ächzte Darin mit diesem Warum-bleiben-die-Leute-nicht-zu-Hause-und-lassen-mir-Platz-Blick. Genervt schüttelte er den Kopf, bevor er wieder gelangweilt in sein Telefon starrte, Edens Kampf mit dem unförmigen schweren Rucksack übersehend.

»Gibt es in Monteval eigentlich –«, hob Eden an, um die Wartezeit sinnvoll zu nutzen, aber Darin hatte wohl eine andere Vorstellung davon, wie er die Zeit totzuschlagen gedachte. Zuerst schimpfte er auf die Unpünktlichkeit der Bahn, dann wählte er eine Nummer und textete jemanden zu, der Conrad hieß, nur um sich eine Minute später zu beschweren, dass der Zug einfuhr und er aufliegen musste.

»Immer dasselbe«, brummte er. »Wenn man sie nicht braucht, kommt sie, sonst sieht man nichts von der doofen Bahn.«

Gemeinsam fuhren sie zur Victoria Station, von wo aus sie einen Bus zum Flughafen nahmen, da der Verkehr für ein Taxi zu dicht war und »eine unnötige Geldverschwendung«, wie Darin es nannte. Er warf zwar sinnlos viel Geld für Klamotten und beinahe noch mehr für Kaffee aus dem Fenster, aber bei Ausgaben wie jene für eine einfache Taxifahrt zeigte sich wieder, was ihm im Waisenhaus und später durch seine Adoptiveltern eingebläut worden war: Sparen, sparen, sparen. Eden neigte zwar ebenso wenig zur Verschwendung, aber in diesem Fall hätte sie nichts gegen ein Taxi einzuwenden gehabt.

Oder gegen eine kleine Shopping-Tour. Zeit, um warme Sachen zu kaufen, fand sie nicht mehr, aber ihr Blick blieb an jedem Bekleidungsgeschäft hängen, das hinter der Scheibe auftauchte und wieder verschwand, und verweilte besonders lange auf den Läden mit Outdoor-Ausrüstung. Sie war nicht einmal sicher, ob sie Zahnpasta eingepackt hatte, ganz zu schweigen von einer warmen Jacke und vernünftigen Schuhen. Ihr Blick glitt zu den Schnürstiefeln hinab, die sie so gern trug. Sie stammten aus den Vierzigerjahren und waren ihr ganzer Stolz, schienen aber eher ungeeignet für Monteval. Vermutlich wären Wanderschuhe oder Gummistiefel sinnvoller gewesen, aber dergleichen besaß sie nicht. Monteval mochte eine europäische Insel sein, aber Eden wappnete sich für eine Expedition, die in ihrem Kopf einer Mischung aus Safari in den tiefsten Dschungel Südamerikas und Forschungsreise in die Antarktis glich. Sie war sogar versucht, sich nach verpflichtenden Impfungen zu erkundigen, ließ von dem Vorhaben aber ab, als sie sich Darins Reaktion darauf ausmalte. Nur zu gern hätte sie immerhin einen Reiseführer erstanden, aber dergleichen ließ Darin nicht zu.

»Wozu denn? Du hast doch mich«, hatte er auf eine dementsprechende Frage hin gemeint.

Das war ein schlagendes Argument, beruhigte Eden aber kaum, schließlich war Darin nicht geneigt, eine der unzähligen Fragen zu beantworten, die sie hatte. Ständig hieß es: »Später.« Oder: »Das siehst du doch dann.« Oder: »Lass dich halt auch mal überraschen. Sei jespontáneamente!«

Verdammt, Darin, dachte Eden ein weiteres Mal. Spontanität zählte nicht zu ihren Stärken. Sie hasste es, ins kalte Wasser geworfen zu werden, und was Darin an diesem Tag getan hatte, war wie ein Sturz ins arktische Meer.

Gedanklich verwünschte Eden ihren besten Freund, der nicht gewillt war, ihren Ärger zu ertragen. Er schien ihn noch nicht einmal zu bemerken. Noch weniger ihre hilflosen Blicke. Bis zum Flughafen hing er am Telefon mit irgendwelchen Bekannten, sodass er Eden das Dutzend Fragen, das sich in den letzten Stunden angesammelt hatte, nicht beantworten konnte. Und auch nach ihrer Ankunft fand sich keine Gelegenheit, mehr in Erfahrung zu bringen. In der Eingangshalle herrschte das übliche Chaos an- und abreisender Leute, die wild durcheinanderliefen und alle so taten, als hätten ausschließlich sie einen Flug zu erwischen und der Rest trieb sich nur zum Spaß am Flughafen herum. Dazwischen fanden sich ein paar Angestellte, die so gelassen durch die Halle schlenderten, als wären *sie* die Touristen.

Darin glitt wie ein Schiff durch die Menge, in dessen Kielwasser Eden samt Koffer lief. Im Zick-Zack durchquerte er die Halle und steuerte die Gepäckaufgabe an. Drei Schritte davor hielt er, zupfte an seinen Haaren und richtete seinen Kragen. Mit einem ganz besonderen Augenaufschlag, den er normalerweise für eines seiner Opfer aufsparte, trat er vor und schob seine Papiere auf den Tresen, die brav anstehenden Leute rechts von sich ignorierend.

»Was soll denn das?«, schimpfte jemand. »Wir waren zuerst hier!«

»Darf er das denn?«, fragte eine Kinderstimme.

»Ich weiß nicht, Schatz ...«

»Bestimmt ein VIP«, vermutete eine andere Stimme.

Eden wich den neugierigen Blicken aus und gesellte sich zu Darin. Sollten die Leute ruhig denken, dass sie Priority Boarding gebucht hatten.

Die Frau hinter dem Schalter griff nach dem Ticket und dem Pass und warf einen Blick darauf, während Darin seinen Koffer auf die Waage hievte.

»Rieche ich den neuen Duft von Lilondres?«, raunte er der Dame zu, um sie von dem Umstand abzulenken, dass die Waage beinahe ihr Limit erreicht hatte.

Die ältere Frau lächelte geschmeichelt und wollte gerade auf die Anzeige blicken, als Darin ihre Ohrringe komplimentierte und dann davon anfang, dass sie ihn an seine Adoptivmutter erinnerte, die ihn gerettet hatte.

Eden wartete geduldig, während Darin eine tragische Geschichte zum Besten gab, um keine Zusatzgebühren für den Koffer zahlen zu müssen, der so dezent war wie ein Geldschrank.

»... und nun fahre ich zu dem netten Paar, das mich damals aus dem Waisenhaus holte. Natürlich hab ich ein paar Kleinigkeiten für sie dabei, aber wie sonst soll man seine Dankbarkeit ausdrücken?«

Die Flughafenmitarbeiterin nickte verständnisvoll und druckte ein Band mit dem Zielflughafen aus, das sie an dem Koffer befestigte, während Darin noch ein paar Seufzer und »Sie waren so gut zu mir« von sich gab. Dann setzte sich das Band in Bewegung und der monströse Koffer verschwand.

Nachdem auch Edens Koffer von dem Schacht hinter dem Schalter verschluckt worden war, machten sie sich auf den Weg zur Sicherheitskontrolle, wo Darin fünf Plastikboxen mit Plunder füllte und um eine 2l Wasserflasche diskutierte.

»So kleinlich«, schnaubte er, als er – ohne Wasserflasche – wieder in seine Schuhe schlüpfte. »Als würde ich aussehen wie ein Terrorist!« Er reckte das Kinn, sprang auf und schoss davon, als wäre ihr Flieger bereits aufgerufen worden.

Eden hechtete ihm hinterher, die Schnürsenkel ihrer Stiefel kaum richtig zugebunden.

»Dass die Leute hier so rumtrödeln«, beschwerte sich Darin, während er sich an langsameren Passagieren vorbeischlängelte, die seine Geschwindigkeit drosselten. Mit einem Warum-behindern-mich-hier-alle-Kopfschütteln schnitt er einem Rentnerehepaar den Weg ab und hüpfte auf das erste Beförderungsband.

»Wo genau –«, begann Eden, als sie endlich neben ihm stand und Atem geholt hatte.

»Brian! Gut, dass ich dich noch erwische«, quatschte Darin in sein Telefon, das schon wieder in Betrieb war.

Eden stieß ein Seufzen aus, fingerte nach den Bordkarten in Darins Hand und suchte nach einem Blick darauf das richtige Gate anhand der Schilder, die rechts und links über ihren Köpfen hingen und auf lange menschengefüllte Gänge verwiesen. Während Darin redete, als gäbe es die kommenden Wochen keinen Handyempfang – Eden fragte sich zwischenzeitlich, ob dies möglich war und sie zwei Monate digitales Fasten erwarteten und wenn, ob sie noch ein paar Anrufe tätigen sollte –, lotste Eden ihren besten Freund an einigen Aufenthaltsräumen und Geschäften mit Parfüm und überteuerten Snacks vorbei.

Ein gemischtes Publikum aus allen Teilen Englands erwartete sie an ihrem Gate. Darin schüttelte sich angewidert, als er die Dialekte hörte, und sprach noch etwas lauter und im tiefsten Londoner Slang in sein Telefon. Eden fragte sich, was er in Monteval tun würde. Sich weigern, mit den Leuten zu reden? Einfach den Londoner Jargon beibehalten? Sie wusste, dass man in Monteval Englisch sprach, aber auch eine Mischung aus Gälisch-Skandinavisch. Laut Darin war der regionale Dialekt sogar noch schlimmer als »das Gebrabbel eines betrunkenen Schotten«.

Als das Gate öffnete, war Darin der Erste in der Reihe und das mit einem Gesichtsausdruck, als würde man nach ihm ein Band ziehen und keine weiteren Passagiere ins Flugzeug lassen. Mit seinem besten Lächeln baute er sich vor einer jungen Stewardess mit Pferdeschwanz auf, während sich Eden einen Weg durch die Menge bahnte, die grimmig blickte, schließlich hatte sich Darin – ein weiteres Mal – einfach vorgedrängt und sie tat nun dasselbe.

»Hier, bitte«, hörte sie Darin sagen, als er endlich aufgelegt hatte und sie hinter ihm stand. Mit wichtiger Geste überreichte er seine Bordkarte und den Pass und erhielt ein Lächeln der Stewardess. Die junge Frau hatte die Dokumente längst geprüft, war aber nicht geneigt, diese umgehend an Darin zurück zu händigen. Die Blicke der beiden hingen länger als nötig aneinander, was Eden ein genervtes Schnauben entlockte.

Und nicht nur ihr.

»Was ist denn los?«, kam es von weiter hinten.

»Dè tha dol?«, fragten die Schotten.

»Pam nad oes dim yn digwydd?«, wollten die Waliser wissen und reckten die Köpfe.

»Ah dinnae ken«, antworteten die Schotten.

»Hat er seinen Pass vergessen?«, fragte eine Dame, die auf ihren Zehenspitzen balancierte, um besser zu sehen.

»Wheesht!«, kam es von den Schotten, die Darins Geflüster mit der Stewardess hören wollten.

»Warum geht denn nichts weiter? Was ist denn mit dem Typen?«, schimpften die Engländer.

»Skinny Malinky Longlegs«, bemerkten die Schotten.

»Tattyboggle«, urteilten die einen.

»Clyping«, vermuteten die anderen.

»Terfysgol«, glaubten die Waliser.

»Vielleicht darf er nicht einsteigen«, überlegte die Frau auf den Zehenspitzen.

»A'frithealadh dha ceart!«, fanden die Schotten und die Waliser nickten.

Eden verbarg ihr Gesicht, indem sie betont in eine andere Richtung sah. Wie so oft gelang es Darin, sämtliche Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen – und das nicht im positiven Sinne.

»Vielen Dank«, säuselte er nach einem tiefen Blick in die Augen der Stewardess.

»Gerne doch«, kam es zurück.

Eden verdrehte im Geiste die Augen. Darin ließ keine Gelegenheit aus, um zu flirten. Gut, er hatte ein umwerfendes Lächeln, mit dem er sogar Margaret Thatcher für sich gewonnen hätte, aber musste er diese Waffe ständig einsetzen? Es gab doch noch andere Dinge im Leben. Mit steinernem Gesicht übergab sie ihre Bordkarte samt Ausweis der jungen Dame, deren Lächeln immer noch da war, nun aber einen professionellen Ausdruck angenommen hatte.

»Bitte«, sagte die Stewardess, gab ihr die Dokumente zurück und drehte sich aus derselben Bewegung heraus noch einmal nach Darin um, der zwei Schritte entfernt wartete.

Lächelnd winkte er.

Eden schnaubte und schob ihn Richtung Maschine, während hinter ihnen die übrigen Passagiere an die Reihe kamen, nicht alle erfreut, dass man Darin einsteigen ließ, schließlich blieb unklar, ob er nun eine Gefahr darstellte oder einfach ein wenig verrückt war.

Der Flug dauerte nur knapp eineinhalb Stunden, die Darin dazu nutzte, sich von der Nachtschicht zu erholen. Eden hätte gern die offenen Fragen geklärt, die sich stündlich verdoppelten, oder es ihrem besten Freund gleichgetan, aber sie war viel zu aufgeregt, was sie erwartete. Fieberhaft durchforstete sie ihren Kopf nach allem, was Darin je in Bezug auf Montevel gesagt hatte. Das Ergebnis war ernüchternd. Darin hatte zwar oft von seiner Familie gesprochen oder von Freunden, aber von Montevel selbst eher selten und wenn dann nur abwertend, was in Eden nicht gerade Vorfreude aufkommen ließ. Mittlerweile stellte sie sich eine sturmgepeitschte Insel mit Marslandschaft vor, auf der ein einzelner Baum neben einer halb verfallenen Hütte mit einem roten H stand, die just in dem Moment dem ewigen Wind anheimfiel und in sich zusammenbrach, als Darin und sie dort aufkreuzten.

Erst als das Flugzeug auf der Landebahn ausgerollt war, schlug Darin die Augen auf und seufzte genüsslich, als hätte er einen Spa-Aufenthalt hinter sich. Eden an seiner Seite kaute auf ihrer Unterlippe, die wildesten Schreckensszenarien im Kopf.

»Sag mal, wie ...«, setzte sie an, als Darin auch schon aufsprang.

»Schnell, wir dürfen den Anschlussflug nicht verpassen.«

Eden war noch nicht auf den Beinen, als Darin schon den Ausgang erreicht hatte. Sein »Schnell« hatte sämtliche Passagiere aufgescheucht, die alle Richtung Ausstiegsluke strömten.

Nachdem sie gefühlt jedem Passagier ausgewichen war, der den Gang an ihr vorbeieilte, als stünde das Flugzeug in Flammen, war es Eden gelungen, ihre Sachen aus der Klappe über sich zu holen und sich zum Ausgang zu bewegen. Sie war eine der letzten, die durch die Luke traten, und wurde von Darin mit einem leicht genervten Blick empfangen.

»Wo bleibst du denn? Ich sagte doch, wir sind in Eile, und dann schwatzt du noch mit dem Piloten, oder was?«

Empört riss Eden den Mund auf. Wer hatte denn vorhin Zeit vertrödeln, um mit dem Flugpersonal zu flirten?

Wie immer kam sie nicht dazu, ihrem Ärger Luft zu machen, denn Darin war schon auf dem Absatz herumgewirbelt und durchquerte mit Riesenschritten die Flughafenhalle. Eden trippelte ihm hinterher. Sie war nicht klein, aber Darin war weit über einsneunzig und für jeden Schritt, den er tat, benötigte sie zwei. Zum Glück war er eine derart skurrile Erscheinung, dass keine Gefahr bestand, ihn aus den Augen zu verlieren. Immer wieder sah sie aus dem Augenwinkel, wie sich Köpfe nach Darin umdrehten. Ein Teil musterte ihn mit sehnsüchtigen Blicken, andere sahen ihm nach, als wäre er ein exotisches Tier, das aus dem Zoo ausgebrochen war. Einige waren auch darunter, die ihre Brillengläser auf deren korrekte Funktion überprüften.

Als Eden ihren besten Freund endlich eingeholt hatte, standen sie schon vor dem nächsten Flugbegleiter. Dieses Mal war es ein Mann um die dreißig, für den Darin aber kaum weniger Interesse zeigte.

»Willkommen bei *Montair*, darf ich Ihre Bordkarte sehen?«, fragte der Steward höflich.

»Aber sicher doch«, erwiderte Darin und schenkte ihm einen Blick, als würde er, wenn nötig, nicht nur seine Bordkarte zeigen, sondern auch einer Ganzkörpervisite zustimmen.

»Vielen Dank«, kam es zurück, wieder höflich und mit einem Lächeln, aber nicht so schmachtend wie die Stewardess in London.

Eden verkniff sich ein Grinsen.

»Schade, wohl nicht in meinem Team«, seufzte Darin, als sie den Gang entlang Richtung Flieger gingen.

Sie verließen das Gebäude und mussten nochmals ihre Dokumente vorzeigen, bevor sie sich in einen Bus quetschten, der sie zu einem kleinen Flieger brachte. In Gold-Rot prangte am Seitenruder *Montair*.

»Ihr habt eine eigene Fluglinie«, stellte Eden fest.

»Klar doch«, gab Darin zurück, fast ein wenig beleidigt, als hätte sie behauptet, Monteval wäre ein armes rückständiges Land.

Eden wollte sich gerade entschuldigen, als ihr einfiel, dass es Wichtigeres gab. Hunderte Fragen schwirrten durch ihren Kopf, die Darin endlich beantworten sollte. *Jetzt entkommt er mir nicht mehr*, dachte Eden, die ihrem besten Freund kein weiteres Mal Schlaf gönnen wollte, während sie sich allerlei Unsinn zusammenspann, wie es in Monteval aussah und was sie dort erwartete. Nach Darin erklimmte sie die Treppe und schob sich durch den schmalen Gang, in dem sich mehr Passagiere befanden als auf den Sitzen. Abwechselnd lächelnd und sich entschuldigend kämpfte sie sich zu Darin durch. Mit einem erleichterten Seufzen nahm sie Platz. Endlich würde sie mehr erfahren.

»Also, erzähl mir, wie –«

»Darin? Darin! Das gibt's doch nicht!« Ein junger Mann beugte sich über die Vordersitze zu ihnen.

»Beaver!«, rief Darin und sprang auf, wobei er mit dem Kopf an die Decke stieß. »Was machst du denn hier?«, fragte er, sich den Kopf reibend, aber mit einem breiten Lächeln.

»Ich war in Edinburgh ein paar Sachen erledigen und fliege heim. Du? Besuchst du uns mal wieder?«

»Claro. Ich bleib sogar für zwei Monate!«

»Was du nicht sagst!«

Die beiden strahlten sich an, während Eden noch über den seltsamen Namen *Beaver* rätselte.

»Ist bei dir noch frei? Lass mich mal durch«, forderte Darin und quetschte sich einfach an Eden vorbei.

Eden blinzelte zweimal, dann saß Darin neben seinem Kumpel/Bekanntem/Ex-Freund/Was-auch-immer, von wo ihn keine noch so finster blickende Stewardess vertrieb. Da der Platz unbelegt war, stellten sie ihre Bitten irgendwann ein und widmeten sich anderen und damit einfacheren Passagieren.

Den ganzen Flug über schwelgten Darin und Beaver in alten Zeiten.

Eden verbiss sich jede Bemerkung. Sie wusste, dass sie froh sein sollte, dass Darin seine Aufmerksamkeit nicht auf den Piloten richtete und damit alle in Gefahr brachte. Ebenso war es nur von Vorteil, wenn er einen anderen zutextete. Aber sie hätte sich gewünscht, nicht wie ein unsichtbarer Taschenhalter behandelt zu werden. Sie fand, dass sich Darin weit über das gewohnte Maß egoistisch verhielt. Sie hatte sich auf diesen Spontantrip eingelassen und er wollte ihr noch nicht einmal ein paar Fragen beantworten. Der Gedanke, im Internet Nachforschungen anzustellen, kam ihr erst nach dem Start und steigerte ihren Ärger noch. Ihre Stimmung war auf einem neuen Tiefpunkt und sank weiter, als ihr dämmerte, was sie alles vergessen hatte, darunter, jemandem wegen ihrer Post Bescheid zu geben.

»Kann Chester übernehmen. Er gießt auch meine Pflanzen«, meinte Darin, als sie ihn darauf ansprach. Dann wandte er sich wieder Beaver zu und redete und redete.

Eden lehnte sich im Sitz zurück und blickte auf das Wolkenmeer hinaus. Sie war sauer auf Darin, mehr noch aber auf sich selbst, weil sie sich so hatte überrumpeln lassen. Was wollte sie hier? Darin hätte allein fliegen sollen.

Und du wärst in London geblieben?, fragte eine Stimme in ihrem Kopf.

Der Gedanke gefiel ihr nicht. Obwohl der Tag chaotisch und anstrengend war und sie total übermüdet, verspürte sie doch eine leichte Aufregung. Darin hatte recht: Das Projekt war eine ausgezeichnete Möglichkeit, ihr Können zu demonstrieren und eigenverantwortlich Entscheidungen zu treffen. Zum ersten Mal waren sie nicht nur die jungen ahnungslosen Ärzte. Aber die Vorstellung einer öden Insel mit einem Königshaus lag ihr schwer im Magen und dämpfte das bisschen Freude, das sie sich einzureden versuchte.

Sie flogen nicht lange, aber lange genug, um Beavers Lebensgeschichte zu hören, auf die Eden gerne verzichtet hätte. Sie war so sterbenslangweilig, dass ihr die Augen zufielen. Leider fand Darin sie spannender wie nichts und riss sie mit jedem »Was du nichts sagst!« und »Wie gefährlich!« aus dem Schlaf. Als die Maschine auf der kleinen Landebahn aufsetzte, war Eden drauf und dran, sofort in den nächsten Flieger zurück nach London zu steigen. Darin hatte gute Seiten, aber zwei Monate mit ihm auf einer kleinen Insel festzusitzen, war einfach zu viel des Guten.

»Wir sind da!«, kreischte Darin und sprang die Treppe von der Maschine hinunter wie ein Fünfjähriger, den man nach Disneyland geflogen hatte.

Eden folgte ihm und seinem Kumpel/Bekanntem/Ex-Freund/Was-auch-immer in das kleine Häuschen mit dem ›Välkommen‹-Schild, das eher an eine Bahnhofshalle erinnerte denn an einen Flughafen und das ihr überdeutlich vor Augen führte, dass sie an einem sehr abgeschiedenen Ort gelandet war. Nicht viele Menschen reihten sich vor den Schaltern zur Passkontrolle ein und niemand wirkte auch nur im Entferntesten so, als stammte er aus dem einundzwanzigsten Jahrhundert.

Wo hast du mich nur hingebacht, Darin?, ging es Eden durch den Kopf.

Ein weiteres Mal an diesem Tag zeigten sie ihre Dokumente vor und wurden durchgewunken. Wenig später standen sie in der Empfangshalle, wo die abfliegenden und ankommenden Passagiere aufeinandertrafen. Hier war kaum mehr los. Edens Augen zählten beinahe mehr Personal als Passagiere, aber das überraschte sie nicht. Vermutlich verließ der Großteil die Insel nur ein oder zwei Mal im Jahr. Sie hätte sie auch lieber verlassen, anstatt sie zu besuchen.

»Hier ist was los«, bemerkte Darin.

Eden blickte zu ihrem besten Freund und suchte ein Grinsen. Doch Darin schien keinen Witz gemacht zu haben.

»Ganz schön viele Leute.« Sein Blick streifte durch die Halle, als suchte er etwas oder jemanden.

»Viele?« fragte Eden und hätte beinahe gelacht.

Darin nickte vollkommen ernst. »Sonst ist hier tote Hose – nicht mal an Weihnachten tut sich hier viel –, aber wegen dem Ball ist die ausländische Presse angereist. Kurz vor uns sind zwei Flieger gelandet. Hast du Beaver nicht zugehört?«

Doch, zu überhören war er leider nicht, aber ich wollte den Inhalt seiner Worte nicht in meinen Kopf lassen, dachte Eden.

Darin streckte sich ein wenig und fummelte an seinen Haaren, als würde jeden Moment jemand eine Kamera auf ihn richten.

Eden verdrehte die Augen.

»Das ist übrigens Eden«, stellte Darin vor, als sich Beaver von ihnen verabschiedete. Er hatte kein Aufgabegepäck und wie Eden mittlerweile wusste – das Gespräch der beiden war trotz Kopfhörer nicht zu überhören gewesen –, arbeitete er am Flughafen von Monteval.

»Hi, freut mich«, sagte Beaver freundlich, aber ohne sonderliches Interesse. Als hätte er damit seine Pflicht getan, wandte er sich wieder Darin zu. »Gib Bescheid, wenn du Zeit für einen Kaffee hast. Du weißt ja, wo du mich findest.«

»Klar«, versprach Darin, umarmte seinen Kumpel/Bekanntem/Ex-Freund/Was-auch-immer und steuerte das Gepäckband an.

Eden folgte ihm, froh, wieder mit ihrem besten Freund allein zu sein. Nun galt es nur noch, ihre Koffer zu holen, und dann konnten sie sich endlich ihren Fragen widmen. Was auch immer sie erfuhr, änderte zwar nichts mehr an ihrer Lage, schließlich waren sie schon in Monteval, aber sie wollte sich immerhin etwas vorbereiten, um nicht wie ein abgestürzter Tourist durch die Straßen zu irren.

Leicht nach vorn gebeugt, suchte Eden das Band nach ihrem Gepäck ab, aber noch war davon nichts zu sehen. Darin hatte mehr Glück. Sie warteten kaum zehn Sekunden, da purzelte sein schreiend grüner Koffer mit dem grinsenden Giraffenkopf auf das Band. Mit einem Griff schnappte Darin das monströse Teil, das an einen Schrankkoffer erinnerte, den ein paar Hippies verschönert hatten, und warf die größentechnisch alle Vorschriften sprengende Reisetasche, die er als Bordgepäck dabei hatte, oben drauf. Der rote Rucksack mit den gelben Riemen hing ihm schon über der Schulter, eine Tüte mit Krimskrams baumelte an seiner Hand.

»Ich seh meinen nicht«, ächzte Eden, die sich den Hals verrenkte, um an den Passagieren vorbei zu blicken, die sich rund um das Gepäckband versammelt hatten und ihr die Sicht versperren. Es war, als wären sämtliche Anwesenden des Flughafens einem stillen Ruf gefolgt, um an dem Band Aufstellung zu beziehen. »Du?«

Drei, vier Sekunden lang suchte sie noch das Band ab, bis sie in Folge der ausbleibenden Antwort den Kopf wandte. An der Stelle, an der bis eben noch Darin gestanden hatte, traf ihr Blick nun auf eine Vierzehnjährige mit Telefon und einem Die-Welt-ist-scheiße-Gesichtsausdruck. Eden blinzelte sie an und fragte sich, woher der Teenager plötzlich kam. Mehr noch aber wollte sie wissen, wo Darin hin war. Suchend drehte sie sich einmal um die eigene Achse. Wieder war es Darins auffallendem Klamottengeschmack zu verdanken, dass sie ihn entdeckte. Er war bereits Richtung Ausgang unterwegs.

»Darin! Wartel!«, rief sie ihm hinterher, aber er wurde nicht langsamer.

Eden fluchte und wollte ihm schon ein paar Verwünschungen an den Kopf werfen, da entdeckte sie ihren Koffer, der im Gegensatz zu Darins von unauffälligem Dunkelblau war. Rasch schnappte sie sich das Gepäckstück und stürmte Darin hinterher, der schon fast zur Tür raus war, so neugierig, als wäre er noch nie in Montevideo gewesen. Im Laufen prallte sie gegen einen breitschultrigen Mann mittleren Alters, der von links kam und sie beinahe aus dem Gleichgewicht brachte. Sie entschuldigte sich, obwohl sie nicht schuld an dem Zusammenstoß war, und erhielt ein Murmeln, das weniger nach einem »Tut mir auch leid« klang, sondern sich eher wie ein »Passen Sie doch auf« anhörte. Rasch schulterte sie Darins Rucksack und ihre zu Boden gefallene Tasche. Als sie den Blick wandte, war Darin weg.

»Toll!«, murmelte Eden, lenkte ihren Koffer um den Fremden herum und steuerte die Tür an, hinter der Darin verschwunden war.

Eine geplatzte Hochzeit

Als die Schiebetüren aufglitten, bot sich Eden eine Szene wie aus einer von Darins Soaps, wo gerade ein Versöhnungsmoment anstand – bevor die nächste Auseinandersetzung drohte. Darin, dem es gelungen war, mehrere Kleidungsstile zu kombinieren, sodass er aussah wie ein Allfarblori auf einem Country-Fest der siebziger Jahre – in London waren es noch vereinzelte Blicke, die ihn streiften, die in Edinburgh zahlreicher wurden und schließlich bei ihrer Landung in Montevel ein Ausmaß annahmen, dass sich Eden fragte, was die Leute wohl dachten, wer ihr bester Freund sei. Wie gesagt, Darin, der mal wieder blind in den Kleiderschrank gegriffen hatte, sprang seinen Adoptiveltern entgegen, die ein wenig erschrocken zurückwichen. Seine Mutter bemühte sich um ein Lächeln, sein Vater starrte ihn unverwandt an, wobei sein Blick zwischen der Schlaghose und den türkisen Schuhen seines Sohnes hin und her zuckte.

»Mom! Dad!«, rief Darin, die Arme ausgebreitet, als wäre ein ganzes Empfangskomitee erschienen.

Mrs. Reid, eine kleine etwas stämmige Frau von Anfang fünfzig, stand in einem blaugrauen knielangen Kleid vor ihnen, das dem Farbton ihrer Augen entsprach und beinahe den Abdruck der Schürze zeigte, die sie tagtäglich darüber trug. Ihre hellen Haare waren im Nacken zu einem Knoten zusammengebunden und leicht gewellt. Eden fand, sie hätte Model für eine Waschmittelwerbung aus den Fünfzigern sein können. Sie wirkte sympathisch und vertrauenerweckend, sodass sie bedenkenlos jedes Produkt gekauft hätte, das sie ihr anbot. Allerdings genügte ein Blick, um zu erkennen, dass unter dem ewigen Lächeln eine eher konservative Lebenseinstellung zu finden war und das Sortiment daher wohl seine Grenzen kannte.

An ihrer Seite befand sich ein Mann im selben Alter, aber aus einem anderen Jahrzehnt. Wenn man nicht genau hinsah, glaubte man, Columbo vor sich zu haben. Mr. Reid war nur eineinhalb Handbreit größer als seine Frau, trug einen braunen Mantel mit hohem Kragen und eine gleichfarbige Hose, unter der dunkelbraune nur noch matt glänzende Schnürschuhe hervorlugten, die er bestimmt schon dreißig Jahre über das Pflaster wetzte. Was ihn von dem TV-Inspektor unterschied, war ein üppiger Schnauzer, der jegliches Lächeln verbarg, und dass seine Haare schon stark angegraut waren. Mit hölzerner Miene blickte er ihnen entgegen. Auch er wirkte alles andere als liberal, aber im Gegensatz zu Mrs. Reid schien er sich nicht auf ein hilfloses nach Luft Schnappen zu beschränken, sondern brachte seine Kritik, wenn nötig, offen zum Ausdruck. Eden war sich sicher, dass dies nicht häufig geschah, aber wenn dann in einer Art Explosion, bei der alles zutage kam, was sich über Wochen oder Monate angesammelt hatte.

Mrs. Reid lächelte hilflos, die Handtasche an sich gedrückt. Ihr Mann streckte mechanisch die Hand aus, als begrüßte er einen Fremden.

Darin übersah die Geste und warf sich den beiden in die Arme.

»Darin, mo lurachid«, ächzte seine Mutter, deren Kopf gegen die verzierten Brusttaschen ihres Sohnes stieß. »Schön ... Schön, dass du da bist ...«

Mr. Reid brummte unverständliche Dinge in den glitzernden Kragen seines Sohnes, bis er sich endlich aus der Umarmung lösen konnte.

»Ihr habt mir so gefehlt! Blendend seht ihr aus! Warst du beim Frisör? Und die Tasche? ¿Nuevo?«, fragte Darin seine Mutter, wartete deren Antwort aber nicht ab, sondern wandte sich bereits an seinen Vater. »Dad, ich hab dir ein paar Flaschen von dem Zeug mitgebracht, das du so magst.« Er grinste verschwörerisch.

»Was? Bier?«

»¡Exacto!«

Eden kam langsam näher, nicht sicher, ob sie die Familienidylle stören sollte. Darin plapperte aufgeregt, als hätte er nicht erst am Morgen mit seinen Eltern telefoniert. Es dauerte ein paar Momente, bis seine Mutter die junge Frau hinter ihrem Sohn bemerkte. Ihr Blick zeigte zuerst Verwirrung, dann nahm er einen in Edens Augen höchst alarmierenden Ausdruck an. Es war, als beobachte man einen Eisberg beim Schmelzen.

»Du-Du hast jemanden mitgebracht!«, hauchte Mrs. Reid, die Augen ein tanzendes Hochzeitsfest.

Darin hielt in seinem Bericht inne, runzelte die Stirn und drehte den Kopf, als wüsste er nicht, wovon seine Mutter sprach. »Ach so, stimmt.« Er lächelte Eden entschuldigend an, dann wandte er sich wieder seinen Eltern zu. »Das ist ...«

»Wie schön Sie kennenzulernen!«, rief Mrs. Reid, eilte an ihrem Sohn vorbei und drückte Edens Hand mit einem Blick, als hätte sie ihr eine Niere gespendet.

Überdeutlich sah Eden die Freude im Gesicht von Darins Mutter und sie wusste genau, woher diese rührte. Sie glaubte, Darin hatte eine Freundin mitgebracht. Endlich. Zwar wussten Darins Eltern, dass ihr Sohn bisexuell war, aber nach wie vor hoffte Mrs. Reid, dass es nur eine Phase der Verwirrung und die Neigung zum weiblichen Geschlecht am Ende größer war, während Mr. Reid einfach so tat, als hätte er nie von einem Outing gehört.

»Endlich bringt Darin mal jemanden mit!«, schwatzte Mrs. Reid. »Was für eine Freude, nicht wahr, Walter? Ist das nicht eine Freude? Wir dachten schon, wir kommen nie in den Genuss! Wir sind ja so –«

»Mom, das ist Eden, meine Arbeitskollegin und beste Freundin seit fast drei Jahrzehnten!«, stoppte Darin seine Mutter ab, bevor sie die Hochzeit zu planen begann.

»Ja, aber ...« Mrs. Reid wirkte verwirrt, aber Hoffnung stand immer noch in ihren Augen. Arbeitskollegin und beste Freundin schloss nicht aus, dass die beiden nicht doch ein Paar waren – oder werden konnten.

»Mom, wir hatten das doch schon«, raunte Darin und schob seine Mutter ein Stück von Eden weg und Richtung Wagen. »Ich bin anders, das weißt du doch.«

»Mhm«, machte Mrs. Reid, was wie ein Seufzer klang.

Mr. Reid griff wortlos nach dem Gepäck seines Sohnes, das dieser einfach zurückgelassen hatte.

Eden unterdrückte ein Grinsen und folgte der Familie. Obwohl Darin nach etwas Ernstem suchte – sogar samt Ring und allem Drum und Dran –, bezweifelte sie, dass es je dazu kommen würde, dass er seine Eltern mit einer Freundin oder einem festen Freund überraschte. Darin hatte durchaus Beziehungen, aber sie waren nie von Dauer. Er ver- und entliebte sich so schnell, dass es

in Edens Augen keinen Sinn machte, sich gegenseitig die Familie vorzustellen, geschweige denn an ein gemeinsames Weihnachten zu denken oder gar langfristige Zukunftspläne zu schmieden.

Nachdem sie sich alle in einen dunkelroten klapprigen Ford Fiesta gequetscht hatten, der nach einigen Widerworten ansprang, verließen sie den kleinen Parkplatz, der mit viel Geschick vielleicht zwanzig Fahrzeugen Platz bot und darauf schließen ließ, dass, wenn nicht gerade ein großes Ereignis wie ein königlicher Ball anstand, kaum mehr als ein Flug pro Tag die Insel erreichte und wieder verließ. Begleitet von den merkwürdigsten Geräuschen lenkte Mr. Reid den Wagen eine Straße entlang, die sich einen bewaldeten Hügel hochwand und dahinter verschwand.

»Wie schön, dass du da bist«, seufzte Mrs. Reid, die sich in ihrem Sitz halb umgedreht hatte, um ihren Sohn zu betrachten. Mit einem glückseligen Lächeln wanderte ihr Blick über ihn, als hätte sie ihn Jahre nicht gesehen.

»Und endlich mal länger als nur über Weihnachten!«, gab Darin mit einem Strahlen zurück. »Dann hab ich auch mal Zeit, alte Bekannte zu treffen, und wir können einkaufen gehen. Heute morgen erst dachte ich mir, dass ...«

Eden achtete nicht weiter auf Darin, der von einem leeren Kleiderschrank sprach, obwohl er einen ganzen Raum zu einem Ankleidezimmer umfunktioniert hatte. Außer ihr schien niemand das Knarren und Ächzen zu hören, das der Ford Fiesta von sich gab. Sie überlegte, ob es der Wagen bis zu ihrem Ziel schaffte. Sie fuhren nicht einmal fünfzig Stundenkilometer, aber das schien dem Fahrzeug bereits Höchstleistungen abzuverlangen. Wann sie ankamen, wollte sie gar nicht erst ermitteln. Zum Glück war Montevel eine Insel und die Fahrt konnte nicht ewig dauern.

Stück für Stück erklommen sie den Hügel. Eden hielt sich nicht lange mit der Frage auf, in welcher Kurve der Wagen den Geist aufgab und wie es dann weiterging. Ihr Blick zog zum Fenster hinaus und tastete über die unbekannte Landschaft, die an ihnen vorbei kroch. Bislang hatte sie nicht mehr als den Flughafen gesehen, denn eine Nebelglocke hing über Montevel, sodass sie vom Flieger aus nichts erkennen konnte. Wider Erwarten war es nicht windig, dafür aber auch nicht besonders warm.

Da Darin seiner Mutter haargenau alles erzählen musste, was sich zwischen dem Frühstück und der Landung ereignet hatte, nutzte Eden die Gelegenheit, um die Umgebung zu erkunden. Im Geiste rief sie sich die Karte von Montevel in Erinnerung, die sie am Flughafen gesehen hatte, als sie in der Schlange für die Passkontrolle stand. Die Insel lag irgendwo nördlich zwischen England und Norwegen, als hätte sie sich vor Jahrmillionen vom Festland gelöst und wäre davongezogen, und hatte die Form eines Halbmondes, erinnerte Eden aber mehr noch an eine seitenverkehrte Packman-Figur mit weit aufgerissenem Maul. An der untersten Spitze befand sich der Flughafen, knapp darunter gab es zwei Inseln. Die erste war langgezogen, dichtbesiedelt und Zentrum der Industrie, die zweite war kleiner und beherbergte eine Art Park. Was dort wirklich war, vermochte Eden nicht zu sagen, da die Karte an dieser Stelle nur merkwürdige Gerätschaften gezeigt hatte und Darin ohne Luft zu holen redete.

Eden kehrte in Gedanken zur Hauptinsel zurück. Laut Karte gab es mehrere Dörfer, aber auch zwei größere Städte. Im Westen der Insel lag die Hauptstadt Duncanshire, während im Osten die zweitgrößte Stadt entstanden war: Pergottshore. Dazwischen spannte sich ein Bergmassiv, das gewaltigen Höhen erreichte und Ursprung zahlreicher Bäche war, die sich zu zwei Flüssen vereinigten. Diese schlängelten sich einmal quer über die Insel und trafen sich in Duncanshire, wo

sie schließlich im Mund von Packman mündeten und damit direkt im Haupthafen Montevels. Diesem vorgelagert gab es drei kleine Inseln, die jedoch unbewohnt waren und so winzig, dass sie, wie Eden vermutete, wohl nur für Ausflüge dienten. Gerne hätte sie dergleichen näher erörtert, aber Darin war immer noch dabei, seiner Mutter zu erzählen, was sich alles an diesem Tag ereignet hatte – seine etwas verstimmte beste Freundin und sein Verhalten ihr gegenüber nicht mit eingeschlossen.

»... trotzdem sehr freundlich«, berichtete Darin. »Die Leute in Edinburgh sind manchmal etwas komisch, aber man kann ihnen nicht vorwerfen, unhöflich zu sein. Einer hat sogar ...«

Eden hörte nicht weiter zu, schließlich wäre sie dadurch nur in Versuchung geraten, gewisse Teile der Geschichte zu korrigieren. Darin war ein begnadeter Erzähler, aber was er so zusammendichtete, klang am Ende immer wie das Drehbuch zu einem Schnulzenfilm. In seiner Version versüßte er den Tag »einer armen, traurigen Stewardess«, »führte unwissende Passagiere auf den rechten Weg« (eigentlich hatte er dem kanadischen Pärchen die falsche Richtung gewiesen), »half einem alten Mann mit dem Koffer« (nachdem er ihn umgeworfen hatte, wodurch es nur recht und billig war, dass er diesen aufhob) und »lauschte den Sorgen eines Freundes« (damit war Beaver gemeint).

Eden richtete ihren Blick wieder aus dem Fenster, um die Karte vom Flughafen mit der Wirklichkeit abzugleichen. Wenn sie sich richtig erinnerte, reihten sich im Norden von Montevel Wiesen und Äcker aneinander, die vermutlich einen Grundpfeiler der Versorgung des Landes bildeten, wie das Bild am Flughafen suggerierte, das natürlich keine richtige Aufnahme war, sondern eine Zeichnung wie aus einem Märchenbuch samt Tieren, winzigen Traktoren und allen Schikanen. Darüber gab es noch drei weitere Inseln, zwei davon besiedelt, die letzte Arbeitsstätte für die Weiterverarbeitung und den Export von Rohstoffen, weshalb es dort einen weiteren Hafen gab. Wenn man der Karte glauben durfte, fanden sich unmittelbar davor auch zwei Bohrsinseln. Eden nahm sich vor, Darin später danach zu fragen, sofern man sie nicht von Duncanshire aus sehen konnte.

Die Straße führte noch eine Weile den Hügel hoch, dann waren sie über der Kuppe. Teils neugierig, teils bang lehnte sich Eden dichter an das Fenster heran und wappnete sich für einen Erdhügel mit zehn Häusern und einer verfallenen Ruine darauf, den jemand in einem Anflug von Wahnsinn zu einem Königssitz ernannt hatte. Was sich ihrem Blick bot, war ein Tal, wie sie es zuletzt unweit ihres Heimatdorfs gesehen hatte. Und gleichzeitig war es völlig anders. Sie hatte sich eine karge, windige Insel vorgestellt, die auch als Schauplatz für einen Thriller dienen könnte.

Das Gegenteil erwartete sie.

Ein Farbenmeer aus Wäldern zog sich an Hängen entlang, die rechts von ihnen zu einer Bergkette emporstiegen. Mehrfach entsprangen dort Wasserfälle, die sich zu einem Fluss sammelten, dessen Verlauf die Karte am Flughafen gut wiedergegeben hatte. Was die Zeichnung jedoch nicht darzustellen vermochte, war die Weite und die Schönheit der Landschaft. Ein Herbstwald umgab sie, als wollte Montevel den neuen, besseren Indian Summer bieten. Das Wetter hatte aufgeklart und Sonnenstrahlen brachten die bunten Blätter zum Leuchten, die auf die Straße schneiten wie Blütenblätter in einem Sommerwind.

Darin zeigte sich davon unbeeindruckt, wohingegen seine Mutter nicht weiter auf den Weg achtete, ganz eingenommen von den Erzählungen ihres Sohnes. Mr. Reid trat aufs Gaspedal und

der Wagen nahm Geschwindigkeit auf, bis er schließlich die Siebzig-Stundenkilometer-Marke erreichte, die sie in Folge kein einziges Mal überschritten. Die erste halbe Stunde der Fahrt fuhren sie durch eine abgeschiedene Gegend, die so schön war, dass es bestimmt ein Nationalpark war – aber sie war auch menschenleer. Wieder kam in Eden die Sorge auf, sie könnten liegen bleiben. Alle nachfolgenden Autos hatten sie bereits überholt und mittlerweile war weit und breit kein Fahrzeug zu sehen.

Eden spannte sich an, als sie einen weiteren Hügel erklimmen und der Wagen wieder zu ächzen und stöhnen anfang. Mr. Reid umklammerte das Lenkrad, als müsste er den Ford Fiesta aus eigener Kraft hoch bringen, während Mrs. Reid und Darin redeten, als säßen sie in einem Boot, das über einen ruhigen See glitt. Eden drückte sich tiefer in den Sitz. Im Geiste sah sie sie den Hügel rückwärts hinunterrollen und gegen einen Baum krachen. Lieber hätte sie einen Bus vom Flughafen nach Duncanshire genommen, aber da nicht jeden Tag Besuch kam, ließen es sich Mr. und Mrs. Reid nicht nehmen, ihren Sohn abzuholen.

Wie durch ein Wunder schafften sie es die Anhöhe hoch und auf der anderen Seite wieder nach unten. Als die Straße wieder eben war, atmete Eden auf und löste ihre verkrampfte Haltung. Der Gedanke, am Ende ihres Aufenthalts erneut über die beiden Hügel zu müssen, behagte ihr nicht, aber zum Glück lag die Abreise noch in weiter Ferne.

Oder auch nicht, denn als Eden die ersten Häuser sah, wünschte sie sich, sie hätte das Projekt abgelehnt. Es war nicht so, dass die Dörfer nicht einen gewissen Charme hatten, aber sie waren winzig und ließen sämtliche Annehmlichkeiten einer Großstadt vermissen. Ein Backsteinhaus reihte sich ans andere, dazwischen steinerne Bauten und Überreste von Mauern, die der Zeit trotzten. Und Kirchen. Kirchen ohne Ende. Jedes Dorf schien eine eigene zu haben, noch eher als einen Supermarkt. Ab und zu sahen sie Einheimische vor den Häusern, aber ihre Kleidung war einfach und alltagstauglich. Jemanden wie Darin suchte man vergeblich. Eden hatte das Gefühl, dass sogar sie auffiel, lief sie durch die Straßen von Monteval. Niemand hier trug Farben oder etwas Ausgefalleneres.

Wo bin ich hier nur gelandet, dachte Eden und das bisschen Freude war wieder wie weggewischt.

Nach einiger Zeit erreichten sie das Stadtgebiet von Duncanshire und Darin stellte seinen Bericht endlich ein, um sich seiner Freundin zu widmen, durch eine Bemerkung seiner Mutter plötzlich ganz angetan von der Vorstellung, dass für Eden alles neu und unbekannt war. Jeden Baum, jedes Schild und jedes Gebäude versah er mit einer Geschichte. An der einen Ecke hatte er sich das Knie aufgeschlagen und musste ins Krankenhaus, an einer anderen hatte er einst als Santa Claus verkleidet gestanden und für die Heilsarmee gesammelt. Und an der übernächsten glaubte er, seinen ersten Kuss bekommen zu haben.

»Dort war meine High School«, erzählte Darin mit einem nostalgischen Seufzen. »Und da hinter McGinnis gibt's die weltbesten Fritten ...«

Eden hörte nur halb zu, während sie durch die Straßen von Duncanshire rollten, wofür der Begriff Stadt nicht ganz passend schien. Im Vergleich zu Edinburgh oder London war Duncanshire winzig. Überdies kamen Darins Erklärungen zu spät, sie hatte sich bereits selbst ein Bild von Monteval gemacht. Die Wirklichkeit war zwar nicht so schlimm, wie sie es sich vorgestellt hatte – es gab mehr als einen umstürzenden Baum und die Insel sah sogar ganz nett

aus –, aber gleichzeitig war es eine Enttäuschung. Montevel war kein Empire. Es gehörte zu den kleinsten Ländern der Welt, auch wenn es kein Zwergstaat war. Eden bezweifelte, dass nach Dunkelwerden viel los war. Oder vor Dunkelwerden.

Der Wagen wand sich durch verschiedene Straßen, bis sie vor einer Ampel zum Stehen kamen. Warum sie dort standen, war Eden ein Rätsel, denn die Ampel regelte einen nicht existierenden Verkehr. Nur ein weiteres Auto fand sich an der Kreuzung und dieses stand vor ihnen und fuhr somit in dieselbe Richtung. Darin nutzte die Gelegenheit und zeigte ihr eine Reihe von Gebäuden, die sich um die Kreuzung sammelten. Es waren ausnahmslos Gaststätten und Cafés und natürlich gab es auch dazu Geschichten.

Als der Wagen wieder anrollte und Mr. Reid weiterfahren wollte, kreischte Darin laut auf.

»Dad, da lang! Da! Fahr nach links! Wir müssen zum Krankenhaus!«

»Warum denn?«, brummte Mr. Reid.

»Was ist denn los, mo lurachid? Hast du dir wehgetan? Geht es dir nicht gut?«, fragte Mrs. Reid besorgt und drehte sich im Sitz zu ihrem Sohn um.

»Nein, nein, alles gut«, beruhigte Darin. »Ich will Eden nur das Krankenhaus zeigen.«

»Das seht ihr doch morgen«, schnaubte Mr. Reid, lenkte den Wagen aber in die geforderte Richtung. »So ein Umweg ...«

Der Umweg konnte nicht allzu groß sein, denn das Krankenhaus lag nur einen Steinwurf von der Kreuzung entfernt. Darin deutete wie verrückt aus dem Fenster auf ein Gebäude, das ganz anders aussah, als Eden erwartet hatte. Es war keine Hütte, sondern ein mehrstöckiger ungemein moderner Bau mit viel Glas. Von der Form her ähnelte er einer aufgeklappten Muschel, aber ein Gutteil davon bestand noch aus alten Backsteinelementen, die Edens Geschmack weniger trafen. Zum Glück bestand Darin nicht darauf, auszusteigen. Eden wollte sich erst am nächsten Tag mit dem beschäftigen, was sie sich für die kommenden zwei Monate eingehandelt hatte.

»So, nach Hause jetzt«, meinte Mr. Reid nach einer halben Minute und fuhr weiter.

Sie waren kaum zwei Häuserblocks gefahren, da versetzte Darin schon wieder alle in Aufregung.

»Da! Da, siehst du? Da ist der Palast!«, rief er und deutete zum anderen Fenster hinaus.

Mr. Reid schnaubte, Mrs. Reid lächelte nur, während sich Eden über Darin Richtung Fenster lehnte. Tatsächlich blitzte ein Teil des königlichen Anwesens auf einem Hügel über Duncanshire auf, aber das meiste wurde von hohen Tannen verdeckt, sodass es nur ein kurzer Eindruck war, der sich kaum von anderen Schlössern unterscheiden ließ.

So sehr Darin auch bettelte, Mr. Reid ließ sich zu keinem weiteren Stopp oder Umweg überreden.

»Schade«, seufzte Darin, der seiner Freundin am liebsten nicht nur den Rest von Duncanshire, sondern ganz Montevel auf einmal gezeigt hätte.

Sie bogen ab und ließen den geschäftigen Teil Duncanshires hinter sich. Eine Weile fuhren sie schweigend dahin, Darin mit den Textnachrichten auf seinem Telefon beschäftigt, Mrs. Reid mit dem Grüßen der wenigen Leute, die am Straßenrand auftauchten und wieder verschwanden. Mr. Reid war ganz auf die Straße konzentriert, als überquerte er ein Minenfeld, Eden hatte den Blick aus dem Fenster gerichtet und wartete darauf, das Haus der Reids zu sehen, obwohl sie mittlerweile mehr Felder umgaben als Gebäude. Als nur noch vereinzelt Häuser den Weg säumten

und Eden schon das ›Auf Wiedersehen‹-Schild zu sehen glaubte, erreichten sie ein Steinhäuschen, das ganz verlassen am Stadtrand stand.

»Da sind wir! Das da ist es!«, rief Darin, der so aufgedreht war, als hätte er etwas genommen.

Eden fragte sich gerade, ob das der Fall war, schließlich war es für sie als Ärzte ein Leichtes, an gewisse Tabletten zu kommen, als Mr. Reids Stimme ihre Gedanken durchbrach.

»Alles wie immer«, brummte er, brachte den Wagen mit einem Ruck zu einem Halt und kämpfte sich aus dem Sitz, der ächzte, als wäre es sein letzter Einsatz gewesen.

Neugierig blickte Eden zu dem Steinhäuschen, aus dem sich eine Rauchfahne kräuselte. Knietiefes Gras wuchs rund um das Haus, durch das ein schmaler Weg aus alten Steinplatten führte. Efeu rankte sich an der Fassade empor und drohte das Haus zu verschlucken. Bäume gab es keine, dafür einen abgeblühten Busch und eine schiefe Gartenmauer – selbstverständlich aus altertümlichen Steinquadern, wie alles in Monteviel.

»Bestimmt nicht so schick, wie Sie es gewohnt sind«, entschuldigte sich Mrs. Reid, die alles und jeden über sich sah.

Eden lächelte nur. Sie war in einem Waisenhaus aufgewachsen und lebte nun in einer kleinen Mietwohnung. Sie war nicht allzu viel gewohnt.

»Los, komm, ich zeig dir unser Zimmer!«, rief Darin und zog sie einfach mit sich, die Koffer im Wagen ignorierend.

Unser?, dachte Eden und schnappte gerade noch ein hoffnungsvolles Lächeln von Mrs. Reid auf, bevor Darin sie ins Haus entführt und eine Treppe hochgeschleppt hatte.

»Das ist es!«, präsentierte Darin, nachdem er eine Tür im ersten Stock aufgerissen hatte.

Langsam trat Eden näher und spähte in das altmodische Zimmer mit den dunklen Möbeln. Vorhänge mit Rüschen umrahmten ein Fenster, das Richtung Straße ging und die einzige Lichtquelle war. Neben der Tür erhob sich ein wuchtiger Schrank, rechts davon stand ein kleiner Tisch, auf dem ein paar Kunstblumen in einer Vase auf Wasser warteten. Ein dicker Teppich zierte den Boden und endete vor ihren Füßen. Es gab sogar einen kleinen Kamin, in dem die Reste eines Feuers glommen, was dem Raum etwas Gemütliches verlieh.

Doch Eden bemerkte nichts davon. Sofort landete ihr Blick auf dem Doppelbett. Fragend blickte sie zu Darin.

»Grandpas altes Zimmer, jetzt das Besucherzimmer. Meins hat nun Carson«, erklärte Darin. »Da wohnt Ennis und da hinten Milana.« Er deutete über den Flur auf weitere Türen. »Und Grandpa ist seit Aubrielles Auszug da oben.« Er wies Richtung Dachboden.

Eden blickte immer noch fragend.

»Flynn und Aubrielle sehen wir erst an Weihnachten. Flynn ist wieder auf diesem Fischkutter und lässt seine Frau und die Kleinen zu Hause warten.« Er schüttelte den Kopf, als wäre sein Bruder ein Rabenvater. »Und Aubrielle ist immer noch in Bristol.«

Eden nickte nur. Sie kannte Darins Geschwister dem Namen nach und hatte sie bereits das ein oder andere Mal auf Bildern gesehen, aber sie behielt bei der Vielzahl kaum den Überblick. Alle waren adoptiert, bis auf Carson, der seinen Eltern aber überhaupt nicht gleichsah. Eden war es auch einerlei, wie viele Leute nun in dem Haus wohnten oder noch kamen. Warum hatte sie kein eigenes Zimmer – oder immerhin ein eigenes Bett?

»Ist total gemütlich hier, was?«, setzte Darin fort, der schon wieder halb abwesend um sich blickte, ein weiteres Mal in Erinnerungen schwelgend, wodurch er den etwas panischen Gesichtsausdruck seiner besten Freundin übersah.

Eden fragte sich, was sie sagen sollte. Wie kam Darin auf die Idee, dass sie sich ein Zimmer teilten, noch dazu ein Bett! Und das *zwei* Monte lang?!

»Also, das da drin ist ...«, begann sie, auf das Doppelbett deutend, als sie Mrs. Reid von unten »Essen! Ihr seid bestimmt hungrig! Kommt runter, Kinder!« rufen hörten.

Zwei Sekunden später gingen überall Türen auf. Ein Fünfzehnjähriger schlurfte die Treppe hinunter, gefolgt von einer Siebzehnjährigen und einem Zehnjährigen. Das Schlusslicht bildete der Großvater, der Eden so wenig bemerkte wie der Rest.

»Komm, Mom hat heute Vormittag was ganz Spezielles vorbereitet!«, behauptete Darin, strahlte, als wäre Weihnachten, und eilte zu seiner Familie hinunter.

Eden blickte noch einmal in das Zimmer mit dem Doppelbett, dann schloss sie die Tür und folgte Darin.